

CECILE: ROMAN

Published @ 2017 Trieste Publishing Pty Ltd

ISBN 9780649229635

Cecile: Roman by Theodor Fontane

Except for use in any review, the reproduction or utilisation of this work in whole or in part in any form by any electronic, mechanical or other means, now known or hereafter invented, including xerography, photocopying and recording, or in any information storage or retrieval system, is forbidden without the permission of the publisher, Trieste Publishing Pty Ltd, PO Box 1576 Collingwood, Victoria 3066 Australia.

All rights reserved.

Edited by Trieste Publishing Pty Ltd.
Cover @ 2017

This book is sold subject to the condition that it shall not, by way of trade or otherwise, be lent, re-sold, hired out, or otherwise circulated without the publisher's prior consent in any form or binding or cover other than that in which it is published and without a similar condition including this condition being imposed on the subsequent purchaser.

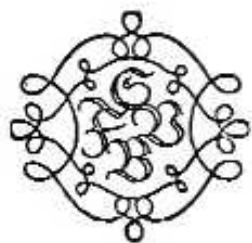
www.triestepublishing.com

THEODOR FONTANE

CECILE: ROMAN

Fischers Bibliothek
zeitgenössischer Romane

Cecile
Roman von
Theodor Fontane



S. Fischer, Verlag, Berlin



Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Erstes Kapitel

Thale. Zweiter ..."
„Letzter Wagen, mein Herr.“

Der ältere Herr, ein starker Fünfziger, an den sich dieser Bescheid gerichtet hatte, reichte seiner Dame den Arm und ging in langsamem Tempo, wie man eine Rekonvaleszentin führt, bis an das Ende des Zuges. Richtig, „Nach Thale“ stand hier auf einer ausgehängten Tafel.

Es war einer von den neuen Waggons mit Treppenaufgang, und der mit besonderer Adretttheit gekleidete Herr: blauer Überrock, helles Beinleid und Korallentuchnadel, wandte sich, als er das Waggontreppchen hinauf war, wieder um, um seiner Dame beim Einsteigen behilflich zu sein. Die Kompartiments waren noch leer, und so hatte man denn die Wahl, aber freilich auch die Qual, und mehr als eine Minute verging, ehe die schlanke, schwarzgekleidete Dame sich schlüssig gemacht und einen ihr zusagenden Platz gefunden hatte. Von ähnlicher Unruhe war der sie begleitende Herr, dessen Auf- und Abschreiten jedoch allem Anscheine nach mit der Platzfrage nichts zu schaffen hatte, wenigstens sah er, das Fenster mehrfach öffnend und schließend, immer wieder den Perron hinunter, wie wenn er jemand erwarte. Das war denn auch der Fall, und er beruhigte sich erst, als ein in eine Halblivree gekleideter Diener ihm die Fahrbillets samt Geyädtschein eingehändigt und sich bei dem „Herrn Obersten“ (ein Wort, das er beständig wiederholte) wegen seines langen Ausbleibens entschuldigt hatte. „Schon gut“, sagte der so beharrlich als „Herr Oberst“ Angeordnete. „Schon gut. Unsere Adresse weißt du. Halte mir die Pferde im Stand; jeden Tag eine Stunde, nicht mehr. Aber nimm dich auf dem Asphalt in acht.“ Dann kam der Schaffner, um unter respektvoller Verbeugung gegen den Fahrgast, den er sofort als einen alten Militär erkannte, die Billets zu kupieren.

Und nun setzte sich der Zug in Bewegung.

„Gott sei Dank, Cecile“, sagte der Oberst, dessen scharfer und beinahe stechender Blick durch einen kleinen Fehler am linken Auge noch geschwächt wurde. „Gott sei Dank, wir sind allein.“

„Um es hoffentlich zu bleiben.“

Damit brach das Gespräch wieder ab.

Es hatte die Nacht vorher geregnet, und der am Fluß hin gelegene Stadtteil, den der Zug eben passierte, lag in einem dünnen Morgennebel, gerade dünn genug, um unseren Reisenden einen Einblick in die Rückfronten der Häuser und ihre meist offen stehenden Schlafstubenfenster zu gönnen. Merkwürdige Dinge wurden da sichtbar, am merkwürdigsten aber waren die hier und da zu Füßen der hohen Bahnbögen gelegenen Sommergärten und Vergnügungesofale. Zwischen rauchgeschwärzten Seitenflügeln erhoben sich etliche Kugelkaskaden, sechs oder acht, um die herum ebensoviel grüngestrichene Tische samt angelehnten Gartenstühlen standen. Ein Handwagen, mit eingeschürtem Hund, hielt vor einem Kellerhals und man sah deutlich, wie Körbe mit Flaschen hinein- und mit ebensoviel leeren Flaschen wieder hinausgetragen wurden. In einer Ecke stand ein Kellner und gähnte.

Bald aber war man aus dieser Straßenenge heraus und statt ihrer erschienen weite Pflaster und Plätze, hinter denen die Siegessäule halb gespenstisch aufragte. Die Dame wies kopfschüttelnd mit der Schwirrspitze darauf hin und ließ dann an dem offenen Fenster, wenn auch freilich nur zur Hälfte, das Gardinchen herunter.

Ihr Begleiter begann inzwischen eine mit dicken Strichen gezeichnete Karte zu studieren, die die Bahnlinien in der unmittelbaren Umgebung Berlins angab. Er kam aber nicht weit mit seiner Orientierung und erst, als man die Lifere des

Zoologischen Gartens streifte, schien er sich zurechtzufinden und sagte: „Sieh, Cecile, das sind die Elefantenhäuser.“

„Ah“, sagte diese mit einem Versuch, Interesse zu zeigen, blieb aber zurückgelehnt in ihrem Sessel und richtete sich erst auf, als der Zug in Potsdam einfuhr. Viele Militärs schritten hier den Perron auf und ab, unter ihnen auch ein alter General, der, als er Ceciles ansichtig wurde, mit besonderer Artigkeit in das Kupee hineingräßte, dann aber sofort vermied, abermals in die Nähe desselben zu kommen. Es entging ihr nicht, ebenso wenig dem Obersten.

Und nun wurde das Signal gegeben und die Fahrt ging weiter über die Havelbrücken hin, erst über die Potsdamer, dann über die Werdersche. Niemand sprach und nur die Gardine mit dem eingemusterten M. H. E. flatterte lustig im Winde. Cecile starrt darauf hin, als ob sie den Tiefsinn dieser Zeichen erraten wolle, gewann aber nichts, als daß sich der Mattigleitsausdruck ihrer Züge nur noch steigerte.

„Du solltest dir's bequem machen“, sagte der Oberst, „und dich ausstrecken, statt aufrecht in der Ecke zu sitzen.“ Und als sie zustimmend nickte, nahm er Plaisirs und Decken und mühte sich um sie.

„Danke, Pierre. Danke. Nur noch das Kissen.“

Und nun zog sie die Reisedecke höher hinauf und schloß die Augen, während der Oberst in einem Reisehandbuch zu lesen begann und kleine Strichselchen an den Rand machte. Nur von Zeit zu Zeit sah er über das Buch fort und beobachtete die nur scheinbar Schlafende mit einem Ausdruck von Aufmerksamkeit und Teilnahme, der unbedingt für ihn eingenommen haben würde, wenn sich nicht ein Zug von Herbheit, Trotz und Eigenwille eingemischt und die freundliche Wirkung wieder gemindert hätte. Täuschte nicht alles, so lag eine „Geschichte“ zurück, und die schöne Frau (worauf auch der Unterschied der Jahre hindeutete) war unter allerlei Kämpfen und Opfern errungen.

Es verging eine Weile, dann öffnete sie die Augen wieder und sah in die Landschaft hinaus, die beständig wechselte: Saaten und Obstpärten, und dann wieder weite Heidestriche. Kein Wort wurde laut und es schien fast, als ob dies apathische Träumen ihr, der eben erst in der Genesung Begriffenen, am meisten zusage.

„Du sprichst nicht, Cecile.“

„Nein.“

„Aber ich darf sprechen?“

„Gewiß. Sprich nur. Ich höre zu.“

„Sahst du Soldern?“

„Er grüßte mich mit besonderer Artigkeit.“

„Ja, mit besonderer. Und dann vermied er dich und mich. Wie wenig selbständig doch diese Herren sind.“

„Ich fürchte, daß du recht hast. Aber nichts davon; warum uns quälen und peinigen? Erzähle mir etwas Hübsches, etwas von Glück und Freude. Gibt es nicht eine Geschichte: Die Reise nach dem Glück? Oder ist es bloß ein Märchen?“

„Es wird wohl ein Märchen sein.“

Sie nickte schmerzlich bei diesem Wort, und als er nicht ohne aufrichtige, wenn auch freilich nur flüchtige Bewegung sah, daß ihr Auge sich trübte, nahm er ihre Hand und sagte: „Laß, Cecile. Vielleicht ist das Glück näher, als du denkst, und hängt im Harz an irgendeiner Klippe. Da hol' ich es dir herunter oder wir pflücken es gemeinschaftlich. Denke nur, das Hotel, in dem wir wohnen werden, heißt Hotel Schnupfund. Klingt das nicht wie die gute alte Zeit? Ich sehe schon die Woge, drauf du gewogen wirst und dich mit jedem Tage mehr in die Gesundheit hineinwächst. Denn Zunehmen heißt Gesundwerden. Und dann kutschieren wir umher und zählen die Hirsche, die der Wernigeröder Graf in seinem Parke hat. Er wird doch hoffentlich nichts dagegen haben. Und überall, wo ein Echo ist, laß ich einen Wöllerschuß dir zu Ehren abfeuern.“